

AUSTRALIEN-SAGA

VIVIAN
STUART

Die Siedler



AUSTRALIEN-SAGA

VIVIAN
STUART

Die Siedler



Die Siedler

Die Siedler – Australien-Saga 2

© Vivian Stuart (William Stuart Long) 1980

© Deutsch: Jentas A/S 2021

Serie: Australien-Saga

Titel: Die Siedler

Teil: 2

Originaltitel: The Settlers

Übersetzung : Jentas A/S

ISBN: 978-87-428-2038-4

Prolog

Kapitän Edward Edwards, der Befehlshaber einer Fregatte Seiner Majestät, das mit vierundzwanzig Kanonen bestückte Kriegsschiff *Pandora*, beendete den Eintrag in seinem Logbuch, und während er darauf wartete, daß die Tinte trocknete, las er noch einmal, was er geschrieben hatte.

Unter dem Datum — Samstag, den 28. August 1791 hatte er notiert:

Zahlreiche Inseln und Riffe passiert. Die Küste Neuenglands sieht sandig und unfruchtbar aus. Um die Mittagszeit Cap York gesichtet. Ein Boot ausgeschickt, um die Öffnung im Korallenriff zu finden, durch die man nach Mister Cooks Karte direkt in den Golf von Carpentaria fahren kann.

Nachdem die Öffnung gefunden und die Tiefe ausgelotet worden war, ordnete ich eine Kursänderung an, um die Nacht über außerhalb der Meerenge vor Anker zu gehen und mit dem ersten Licht durchzufahren und den nördlichen Teil Neuhollands zu umsegeln.

William Bligh, der ehemalige Kapitän der *Bounty*, hatte seine abenteuerliche Reise mit anderen Überlebenden der Meuterei von Tofua auf den Tongainseln bis hin nach Timor in einer kleinen Barkasse in allen Einzelheiten beschrieben und war dadurch in England in den Ruf eines Helden gelangt.

Da Kapitän Edwards die Geräusche, die vom Deck herunterdrangen, davon überzeugten, daß oben alles in Ordnung war, blätterte der Kapitän der *Pandora* in seinem peinlich genau geführten Logbuch zurück, um sein Gedächtnis

aufzufrischen. Die Meuterei auf der *Bounty* hatte am 28. April 1789 stattgefunden: Bligh war am vierzehnten Juni mit achtzehn treuen Mitgliedern seiner Mannschaft gelandet und hatte am vierzehnten März des folgenden Jahres England wieder erreicht. Seine Beschreibung des Piratenaufstandes auf seinem Schiff und die daran anschließende lebensgefährliche Fahrt in der kleinen Barkasse hatten nicht nur die Admiralität, sondern das gesamte Land in Erregung versetzt — und das war der Grund dafür, dachte Edwards ärgerlich, warum er jetzt hier war.

Nachdem William Bligh den Kriegsgerichtsprozeß Ende Oktober gewonnen hatte und befördert worden war, hatte dieser darauf gedrungen, daß ein britisches Kriegsschiff ausgesandt wurde, um die Meuterer zu jagen, und der *Pandora* war dieser Auftrag erteilt worden. Edwards war am siebten November in Portsmouth mit dem Ziel Otaheite losgesegelt. Wenn er die *Bounty* oder die Mannschaft dort nicht aufstöbern würde, sollte er die Gesellschaftsinseln und die Tongainseln absuchen und alle Meuterer nach England zurückbringen, derer er habhaft werden konnte.

Er hatte vierzehn der Schurken — darunter zwei Fähnriche — in Otaheite entdeckt und sofort gefangengenommen. Sie waren am ganzen Körper tätowiert gewesen und hatten mehr Ähnlichkeit mit Eingeborenen als mit englischen Seeleuten.

Auf Meuterei stand für Seeleute der königlichen Marine die Todesstrafe. Sie wurden im Beisein sämtlicher Matrosen der Flotte am Rahnock aufgeknüpft, als abschreckendes Beispiel für jeden, der mit dem Gedanken spielte, sich gegen die eiserne Disziplin aufzulehnen, die in der Marine herrschte.

Edwards hatte im hinteren Teil des Achterdecks ein Gefängnis errichten lassen, dessen einziger Zugang die winzige Springluke auf dem Dach war. Dort waren die Gefangenen, an Armen und

Beinen an dicke Holzbalken gefesselt, sicher untergebracht. Der Schiffsarzt George Hamilton war der Meinung, daß dieses kleine Gefängnis der gesündeste Platz auf dem ganzen Schiff sei.

Es wurde kein Ausbruchsversuch unternommen, aber da trotzdem diese Gefahr immer bestand, hatte der Kapitän die vierzehn Häftlinge nicht einen Augenblick von ihren Fesseln befreien lassen, während die Suche nach der *Bounty* weiterging. Wie sich bald herausstellte, war es eine erfolglose Suche. Fletcher Christian und seine Piratenmannschaft hatten die *Bounty* offenbar in einen weit entfernten, noch unentdeckten Teil des riesigen Pazifischen Ozeans verbracht, und die Gefangenen — ob sie nun die Wahrheit erzählten oder nicht — gaben an, nichts von ihrem Aufenthaltsort zu wissen.

Sie sprachen ganz offen davon, was Christian unternommen hatte, nachdem er Captain Bligh und seine Leute in einem kleinen Boot im Ozean ausgesetzt hatte. Sie berichteten von Christians erfolglosen Versuchen, zuerst auf der Insel Tubuai und dann auf Tongatapu auf den Tongainseln eine Siedlung zu gründen. Beide Versuche waren an der Feindseligkeit der Eingeborenen gescheitert. Daraufhin war Streit unter den Männern ausgebrochen, und eine Gruppe war nach Otaheite zurückgekehrt, um dort, wie sie immer wieder beteuerten, auf die Ankunft eines britischen Schiffes zu warten.

»Denn wir haben uns niemals versteckt, Sir«, sagte der junge Stewart. »Wir sind keine Meuterer. Wir sind nur deshalb an Bord der *Bounty* geblieben, weil in der Barkasse von Captain Bligh kein Platz mehr für uns war.«

Als er diese Aussage wieder las, fluchte Captain Edwards leise vor sich hin. Denn diese verdammten jungen Schurken hatten nicht einmal versucht, die *Bounty* wieder in ihre Gewalt zu

bekommen. Statt dessen waren sie damit einverstanden gewesen, in Otaheite an Land gesetzt zu werden, und hatten dort fast zwei Jahre lang wie Eingeborene gelebt — sie hatten sich Frauen genommen und Kinder gezeugt.

Vom Deck her erscholl lautes Rufen. Er konnte die Worte nicht verstehen, hörte aber doch, daß es sich um etwas Außergewöhnliches handeln mußte und richtete sich auf. Dann ertönte in die plötzliche Stille hinein ein schriller und deutlicher Ausruf. »Brecher voraus, Sir!«

Der Kapitän der *Pandora* ergriff seine Mütze und das Fernrohr und eilte an Deck. Aber er kam zu spät. Das Schiff erzitterte in seinen Planken und lief auf ein trügerisches Korallenriff auf.

Edward wußte sofort, daß das Schiff festsaß; aber es gab noch eine Chance, es freizubekommen.

»Lieutenant Saville, gehen Sie mit dem Schiffszimmermann nach unten und prüfen Sie nach, ob wir ein Leck haben!«

Lieutenant Larkin und Hayward kamen heran, beide waren hemdsärmelig und offensichtlich gerade eben erst aus ihren Hängematten gestiegen.

Während sich Larkin in seinen Uniformmantel zwängte, meinte er: »Der Wind läßt nach, Sir. Soll ich —«

Obwohl die Rahen gebraßt und die Segel getrimmt waren, bewegte sich die *Pandora* nicht von der Stelle, und plötzlich legte sie sich schräg auf die Backbordseite und mußte augenblicklich vom Oberbramsegel befreit werden, wenn sie nicht kentern sollte.

Lieutenant Saville kam angehastet und berichtete dem Kapitän, daß der Schiffszimmermann im Frachtraum einen Wasserstand von über einem Meter gemessen hatte.

»Mister Larkin, sofort die Barkasse und die Pinasse aussetzen. Wir werfen Anker und versuchen, das Schiff vom Riff wegzuwerfen. Sie übernehmen das Kommando in den beiden

Booten, Mister Hayward, es ist keine Zeit zu verlieren!«

Captain Edwards schaute sich angespannt um. Es wurde zusehends dunkler. In wenigen Minuten würde die Nacht vollends hereingebrochen sein. Er hob die Flüstertüte an die Lippen und gab Lieutenant Corner den Befehl, so viele Männer wie möglich an die Pumpen abzukommandieren.

Die Marsposten schwärmten in die Takelage aus. Sie mußten nicht wie sonst zur Eile angetrieben werden, denn ihnen war die Gefahr bewußt, in der das Schiff und damit auch ihr Leben schwebte. In diesen einsamen Gewässern gab es kaum eine Chance, Hilfe von einem vorüberfahrenden Schiff zu erhalten. Als die Stengen heruntergelassen und die Kanonen auf der Backbordseite über Bord gegangen waren, richtete sich das Schiff etwas auf, aber der von Lieutenant Saville übermittelte neue Bericht des Schiffszimmermanns war alles andere als ermutigend.

»Das Wasser ist in den letzten fünf Minuten um fast einen halben Meter gestiegen, Sir. Auf der Backbordseite ist ein großes Loch gerissen und —« Er wurde durch ein lautes, kreischendes Geräusch unterbrochen, und das Schiff erzitterte so stark, daß die Männer an Deck beinahe das Gleichgewicht verloren. »Es tut mir leid, Sir, ich —«

Der Kapitän schenkte ihm kein Gehör. Er klammerte sich fluchend an die Reling. Die Flut würde das Schiff noch weiter auf das Riff werfen. Es bestand keine Hoffnung mehr.

»Sir, die Gefangenen —«, begann Larkin.

»Was ist mit den Gefangenen, Mister Larkin?«

»Sie machen sich große Sorgen, Sir. Drei oder vier haben ihre Eisen abgestreift, und alle bitten darum, freigelassen zu werden, um mithelfen zu können. Sie wollen an den Pumpen arbeiten, Sir, wenn Sie sich dazu entschließen können, sie freizulassen.«

»Sie freilassen?« rief Captain Edwards erstaunt aus. »Nein, bei Gott nicht, das werde ich niemals tun!« Die ganze Bitterkeit über den drohenden Verlust seines Schiffs stieg in ihm auf. Aber ohne die verdammten Schurken von der *Bounty* wäre er jetzt nicht in dieser gefährlichen Lage. Der Tod wäre nun die gerechte Strafe für diese Verbrecher ... hier oder in England, ihm war es gleichgültig, wo das Schicksal sie treffen würde. Außerdem — er versteifte sich, als ihm dieser Gedanke kam — würden sie möglicherweise ein Boot kapern und wieder fliehen, und seine eigenen Männer könnten ihr Leben nicht mehr retten, falls das Schiff untergehen würde.

Aber Lieutenant Larkin drängte: »Sir, eine Pumpe ist ausgefallen! Wir brauchen jeden Mann. Sir, die Hilfe der Gefangenen wäre jetzt von ungeheurem Nutzen.«

Der Kapitän überlegte, aber bevor er antworten konnte, kippte das Deck unter seinen Füßen weg. Der Schiffsrumpf zitterte ... der Wind und die steigende Flut hatten es über das Riff geschoben. Es sank langsam in tieferes Wasser und blieb dort nach einiger Zeit schräg hängen.

Die achtundneunzig Überlebenden wurden auf die vier Rettungsboote der *Pandora* verteilt, und Captain Edwards nahm Kurs auf Timor, das mehr als tausend Meilen entfernt lag.

Der Proviant war knapp — ein paar Säcke Schiffszwieback, drei kleine Wasserbehälter und ein Weinfäßchen. Den Gefangenen kam die sechzehn Tage lange Fahrt im Boot des Kapitäns unerträglich lang vor. Peter Heywood bekam als der einzige überlebende Offizier der *Bounty* den bittersten Spott von Captain Edwards ab, der ihn nur mit »Schurkenpirat« ansprach und ihm nie die Ketten abnehmen ließ, selbst wenn er rudern mußte.

Alle waren zu Tode erschöpft und halb verhungert, als sie am

Morgen des 16. Septembers — nachdem sie die Insel schon seit zwei Tagen gesichtet hatten — im Hafen von Timor einliefen. Captain Edwards ging in Begleitung seines Ersten Offiziers an Land, um dem holländischen Gouverneur seine Aufwartung zu machen, und zwei Stunden später wurde die Erlaubnis erteilt, daß die Mannschaft der *Pandora* an Land gehen durfte.

Zwei holländische Soldaten standen bei Lieutenant Larkin, als Peter Heywood auf den Landungssteg trat. Larkin ließ ihn und die anderen Gefangenen wissen: »Sie werden ins Fort gebracht und bleiben dort, bis der Kapitän Ihren Weitertransport nach Batavia organisiert hat.«

Heywood schaute sich um. Die hübschen, weiß getünchten Häuser der holländischen Siedlung wurden von dem darüber thronenden Fort bewacht.

»Sie werden nicht die einzigen britischen Gefangenen dort sein«, fuhr Larkin nicht unfreundlich fort. »Elf flüchtige Sträflinge aus der Strafkolonie in Sydney Cove in Neusüdwaales sind hier vor einigen Wochen gelandet. Sie haben die weite Reise in einem kleinen Kutter unternommen, so unglaublich das auch klingen mag.« Er seufzte. »Die armen Teufel! Gouverneur Wanjon hat sie unserem Kapitän übergeben, und er hat angeordnet, daß sie mit Ihnen und den anderen Meuterern zusammengelegt werden. Ich hoffe, Sie befinden sich dann in guter Gesellschaft, Mister Heywood.«

Geflohene Sträflinge einer Strafkolonie, dachte Heywood, das ist in der Tat eine reizende Gesellschaft. Wie ihn und seine Freunde würde auch sie in England die Todesstrafe erwarten.

Der Richter, der in seinem scharlachroten Umhang und seiner weißen Perücke Würde ausstrahlte, nahm auf seinem Richterstuhl Platz und eröffnete die Verhandlung. Er blickte die

fünf Gefangenen an, die unter starker Bewachung in der Anklagebank standen.

Es waren fünf — vier Männer und eine junge Frau von etwa fünfundzwanzig Jahren. Alle waren braungebrannt, aber zu Skeletten abgemagert. Auch die anderen Richter schauten sie mit großem Interesse an — denn die Zeitungen hatten ausführlich über ihre außergewöhnliche Geschichte berichtet.

Nachdem die Anklage verlesen und die Angeklagten verhört worden waren, begann der Staatsanwalt: »Es muß in Betracht gezogen werden, Mylord, daß diese Menschen einen geradezu heroischen Kampf ausgefochten haben, um ihre Freiheit wiederzuerlangen. Ihre Fahrt in einem offenen Boot dreitausend Meilen über den gefährlichen Ozean muß mit der Fahrt des allseits als Held gefeierten Captain Bligh verglichen werden. Deshalb beantragen wir nicht die Todesstrafe, wie es sonst in diesen Fällen üblich ist.«

Mary Bryant stieß einen erleichterten Seufzer aus. Es war die erste Gefühlsregung, die sie seit Betreten des Gerichtssaals zeigte, und Johnny Broome empfand starkes Mitgefühl.

Plötzlich mußte er an das Mädchen denken, das er auf die Flucht hatte mitnehmen wollen, das Mädchen, das er hatte heiraten wollen. An Jenny Taggart, die mit all ihrer Kraft in der Fremde ein paar Morgen Land bebaute und unerschütterlich an Sydneys Zukunft glaubte, was er nicht vermochte.

Auf ihre Art war Jenny genauso mutig wie Mary Bryant, und vielleicht war ihre Entscheidung die richtige gewesen, denn selbst wenn sie dem Galgen entkamen, konnten er und die anderen Flüchtlinge auf keine allzu gute Zukunft hoffen. Sie würden ins Newgate-Gefängnis geworfen, wenn sie nicht in Ketten nach Neusüdwaales zurückgeschickt würden, um dort in der Verbannung ihre Strafe abbüßen zu müssen.

Broome schreckte aus seinen Träumen auf, als sich der Richter

erhob und verkündete: »Angeklagte, Sie werden im Sinne der Anklage für schuldig befunden. Sie werden dazu verurteilt, Ihre ursprünglichen Strafen im Newgate-Gefängnis abzusitzen.«

Dieser Urteilsspruch kam tatsächlich einem Gnadenerlaß gleich, nichts anderem, dachte Johnny Broome erleichtert. Sie wurden nicht nach Sydney zurückgeschickt, und verglichen mit den harten Haftbedingungen, die sie während der Rückfahrt unter Captain Edwards erlitten hatten, müßte die Zeit im Newgate-Gefängnis leicht zu ertragen sein. Sie würden keinen Hunger leiden oder ausgepeitscht werden wie in Sydney, und wenn ihre Zeit um war, würden sie als freie Menschen das Gefängnis verlassen — in seinem Fall würde das in zwei Jahren soweit sein.

Die Saat geht auf

1

Major Francis Grose, Kommandant des Neusüdwaales-Korps und Gouverneur der Kolonie, stand am Fenster im ersten Stock des Regierungsgebäudes und betrachtete durch sein Fernrohr einen Kutter, der sich dem Landungssteg unten im Park näherte. Er erkannte einen seiner Offiziere, Lieutenant John Macarthur, der neben dem Steuermann saß.

Gouverneur Grose seufzte. Es würde wieder einmal ein unerträglich heißer Tag werden. Die einzige Entschädigung für die Jahre in diesem primitiven und ungastlichen Land war persönlicher Profit für seine Offiziere und ihn! Jetzt, nach Gouverneur Phillips Rücktritt, war die Zeit zum Handeln gekommen.

Phillip hatte in seinem falsch verstandenen Idealismus so viele gute Gelegenheiten ungenutzt verstreichen lassen und statt dessen begnadigten Sträflingen unter die Arme gegriffen, die aus Geldmangel oder mangelnder Initiative nichts mit dieser Hilfe hatten anfangen können.

Ein Lächeln erhellte das rote, runde Gesicht des Kommandanten. Er nahm seine Perücke auf und legte sie dann wieder zur Seite — zum Teufel damit, sagte er sich, es war zu unerträglich heiß für solche Formalitäten! Die Sträflinge waren barfuß und in Lumpen gekleidet, und seine eigenen Soldaten sahen nicht viel besser aus, aber das würde er ändern.

Handelsschiffe aus Amerika, England und Indien legten in Sydney an, und das Syndikat, das er und seine Offiziere gegründet hatten, kaufte ihre ganze Ladung auf. In Sydney, wo selbst Stoff und Leder Mangelware waren, wären in den

nächsten Jahren gute Geschäfte zu machen, und die Preise würden von der Nachfrage diktiert werden. Die Sträflinge konnten mit ihrer Arbeitskraft bezahlen, wenn sie kein Geld hatten, um die Waren einzuhandeln, die sie haben wollten. Und mit wenigen Ausnahmen war Alkohol das, was sie am allermeisten beehrten.

Francis Grose beobachtete, wie der Kutter am Landungssteg anlegte, und stellte dann sein Fernrohr lächelnd auf den Tisch.

Der Kapitän der *Hope* hatte dem Syndikat fast achttausend Gallonen Rum verkauft, der zu dem dreifachen Preis weiterverkauft worden war.

Gestern hatte die Signalflagge am Südkap endlich die Ankunft des ersten vom Syndikat gecharterten Schiffes angekündigt, der *Brittania*. Das Schiff war schon so lange ausgeblieben, daß man es verloren geglaubt hatte.

Ein starker Gegenwind hatte ihre Einfahrt in den Hafen verzögert, und John Macarthur war ihr in seiner Ungeduld in einem Kutter entgegengefahren, um sich über die Ladung zu informieren und Post und Zeitungen aus England an Land zu bringen.

Major Grose bemühte sich, seine eigene Ungeduld zu zügeln, und ging hinunter in sein Büro. Macarthur kam unangemeldet herein und meldete: »Captain Raven hat so lange gebraucht, weil er nicht nur nach Kapstadt, sondern auch nach Rio gesegelt ist, aber —« er legte einen Stapel Frachtbriefe auf den Schreibtisch — »er hat Mehl, Zucker, Tabak und viel Alkohol an Bord. Außerdem Rum, Porterbier und guten Brandy aus Kapstadt für unseren eigenen Gebrauch.«

»Das sind ja gute Nachrichten, John! Haben Sie die Post mitgebracht?«

Macarthur schüttelte den Kopf. »Nein, Major — Raven besteht darauf, sie Ihnen persönlich zu überbringen ... Es dürfte Sie

auch interessieren, daß sich an Bord drei Freie Siedler befinden.«

»Haben Sie mit ihnen gesprochen? Was für Leute sind das denn?«

»Ich habe gestern mit ihnen zu Abend gegessen, Sir«, antwortete Macarthur. »Das heißt mit zwei von ihnen — Mister Jasper Spence und seiner Tochter, die eine Zierde für unsere Gesellschaft sein wird. Mister Spence ist ein wahrer Gentleman, ein Witwer, der bis vor kurzem für die Ostindiengesellschaft gearbeitet hat. Seine Tochter ist eine sehr hübsche junge Dame von achtzehn oder neunzehn Jahren ... Ich habe die Spences zu mir auf meine Farm eingeladen, während sie warten, daß ihnen Land zugeteilt wird, Sir. Miss Spence wird meiner Elizabeth eine angenehme Unterhaltung sein.«

»Haben Sie nicht *drei* Siedler erwähnt?«

»Ja — aber der dritte ist ein einfacher Bauer. Ich glaube, er heißt Dawson. Er ist jung und alleinstehend. Er hat nicht in der Messe gegessen, deshalb habe ich ihn nicht kennengelernt. Gesellschaftlich gesehen, ist er ohne Interesse für uns.«

Macarthur machte eine wegwerfende Handbewegung. »Ach ja, es ist noch ein neuer Korpsoffizier an Bord, aber es ging ihm nicht gut, und er blieb in seiner Kabine, deshalb habe ich nicht seine Bekanntschaft gemacht. Er heißt Brace — soll ein arroganter Bursche sein, auf den Captain Raven nicht gerade gut zu sprechen ist.«

»Der wohlgeborene Charles Windham Brace«, meinte Grose trocken. »Ein Sohn des Earls von Dunloy und ein Protege von Sir Evan Nepean. Und sein Vater hat ihm ein Leutnantpatent im Korps gekauft, mein lieber John.«

Grose warf einen Blick auf die Frachtbriefe. »Sollte ich noch irgend etwas anderes wissen, bevor ich sie lese?«

Macarthur schüttelte den Kopf. »Nein, Sir, ich glaube nicht.«

»Wann erwartet Raven, daß das Schiff vor Anker liegt?«

»Nicht vor morgen, wegen des ungünstigen Südwestwinds.«

»Das ist gut so«, sagte Major Grose. »Dann habe ich noch etwas Zeit, alles vorzubereiten. Ich muß Männer vom Bautrupp abziehen, damit sie beim Löschen der Fracht helfen können, und darüber wird sich der Pfarrer nicht gerade freuen! Aber wenigstens stehen die Grundmauern der Kirche schon!«

Er seufzte und fuhr nachdenklich fort: »Ich werde unserem Syndikat vorschlagen, daß wir die *Brittania* nach Bengal schicken, John, sobald die Ladung gelöscht ist. Sie können ja einen Teil der Fracht kaufen. Und Raven kann Ihnen die Schafe mitbringen, die Ihnen noch fehlen.«

Macarthur zögerte. »Ich traue Raven nicht so ganz, wenn es um lebende Fracht geht. Und ich brauche Merinoschafe. Die gibt es nur in Kapstadt, wie Sie wissen.«

»Das weiß ich«, gab der Gouverneur zu. »Aber es gibt profitablere Fracht als Ihre Schafe.« Er deutete leicht irritiert auf die Frachtbriefe. »Die *Brittania* gehört Captain Raven, was von großem Vorteil ist. Und bis jetzt ist alles gutgegangen, vorausgesetzt, daß er die Fracht unbeschädigt an Land bringt. Ich rate Ihnen, Ihr Geld in Alkohol und anderen Handelsgütern anzulegen, John — dabei springt mehr raus als bei Zuchttieren.«

Wieder zögerte John Macarthur. »Ich würde das schon gern tun, Sir, aber Elizabeth hat nun einmal ihr Herz an unsere Farm gehängt. Wir brauchen mehr Land. Die Farm liegt wunderschön, aber zu nahe an der Stadt. Mir fehlt Platz für notwendige Vergrößerungen. Und mir stehen nur zehn Sträflinge zur Verfügung.«

Major Grose schaute ihn skeptisch an. Aber er fragte mit beherrschter Stimme: »Wieviel mehr Land brauchen Sie? Die Ihnen ursprünglich zugesprochene Anzahl Morgen wurde

bereits verdoppelt.«

»Das hab ich auch verdient, Sir, durch meine gute Arbeit — das müssen Sie mir schon zugestehen«, meinte Macarthur. Er fuhr fort: »Ich habe Nepean versprochen, ihm seine Schafherde abzukaufen, wenn er nach England zurückgeht, und Raven hat mir berichtet, daß in Kapstadt eine Merinoherde zu verkaufen ist. Aber, Sir, was ich wirklich brauche, das ist Land mit Wasser, damit ich während der nächsten Dürre nicht alle meine Tiere verliere. Ich wünsche mir Land, das auf drei Seiten von Bächen umschlossen wird, Sir.«

»Ich nehme an, daß Sie schon an ein bestimmtes Stück Land denken?« fragte der Kommandant.

Der jüngere Mann nickte. »Ja, Sir. Unglücklicherweise ist es Teil des Gebietes, das Gouverneur Phillip einer Sträflingsfrau zugesprochen hat. Sie heißt Taggart, Jenny Taggart. Sie hat selbst nicht viele Tiere.« Er verzog verächtlich seinen Mund. »Sie hat eine Stute und ein Fohlen, ein paar Ziegen und Schweine. Sie baut hauptsächlich Mais an, und ihr Land grenzt an einen Bach. Sie braucht ihn nicht wirklich, aber ich brauche ihn, glauben Sie mir das.« Er nahm einen Federhalter und zeichnete mit wenigen Strichen das fragliche Gelände auf. »Wäre es nicht möglich, daß ich das Land der Jenny Taggart erhalte? Ich würde ihr dann im Tausch ein anderes Stück dafür anbieten. Sie könnte in ihrem Haus wohnen bleiben — es stünde dann an der Grenze zu meinem Besitz.«

Grose lächelte. »Sprechen Sie mit Augustus Alt darüber, John. Ich bin im Prinzip mit Ihrem Vorschlag einverstanden. Sie werden die Angelegenheit sicher persönlich mit Jenny Taggart regeln wollen?«

»Aber selbstverständlich, Major ... und vielen Dank. Sie weiß schon, daß ich an ihrem Land interessiert bin — ich habe mit ihr darüber gesprochen.«

»Aber achten Sie darauf, daß diese Transaktion im legalen Rahmen bleibt«, warnte ihn der Major. John Macarthur lächelte ihn an. »Aber das ist doch selbstverständlich, Sir.«

Der Gouverneur erinnerte sich an das zweite Anliegen seines jungen Mitarbeiters, und er fuhr fort: »Und Sie können sich unter den Sträflingen so viele Arbeiter aussuchen, wie Sie wollen, vorausgesetzt, daß Sie ihnen Unterkunft und Verpflegung zukommen lassen.«

»Vielen Dank, Sir«, sagte John Macarthur. »Ich glaube, zwanzig Männer werden reichen.«

Jenny Taggart ließ sich im saftigen Gras am Bachufer nieder und leerte langsam den Korb aus, den sie bei sich hatte.

Wie ihr Kleid war auch der Korb selbst angefertigt, und als sie die mitgebrachten Nahrungsmittel auspackte, wurde ihr bewußt, daß die fünfeinhalb Jahre in Neusüdwales sie doch zumindest zum Selbstversorger gemacht hatten.

Ihr kleiner Sohn Justin spielte glücklich im Wasser und quietschte vor unschuldigem Vergnügen, und sie winkte ihm zu und ermahnte ihn noch einmal, daß er im flachen Wasser bleiben solle. Mit seinen anderthalb Jahren war er schon ein kräftiges Kind, hatte blaue Augen und goldblonde Haare, und sein nackter Körper war von der Sonne gebräunt. Er sah genauso aus, wie sein Vater in diesem Alter ausgesehen haben mußte, aber ... Jenny seufzte. Sein Vater würde ihn wohl nie sehen. Aus einem Brief wußte sie, daß ihm die Flucht nach Timor trotz großer Schwierigkeiten geglückt war. Und es war sehr unwahrscheinlich, daß Johnny Butcher jemals freiwillig nach Neusüdwales zurückkehren würde.

Sie rief Watt Sparrow zu, daß er zum Essen kommen solle, und der kleine ehemalige Taschendieb — ihr ältester Freund aus Londoner Tagen, der jetzt bei ihr auf der Farm arbeitete — ließ

seinen Spaten neben dem Bewässerungsgraben, den er gerade aushob, fallen und wusch sich das Gesicht und die Hände im Bach. Dann zog er den sich sträubenden Justin aus dem Wasser und trug ihn zu dem kleinen Feuer, das Jenny inzwischen angefacht hatte.

»Der wächst ja noch über sich hinaus, der kleine Schlingel«, sagte Watt und schaute den Jungen stolz an. »Da braucht sein armer alter Opa schon all seine Kraft, um ihn überhaupt noch tragen zu können, so stark is er schon.«

Obwohl sie in Wirklichkeit nicht blutsverwandt waren, war Jenny doch froh über das gute Verhältnis zwischen Watt und Justin. Sie verdankte ihm soviel. Der kleine Mann — der in London als Taschendieb natürlich nicht an harte Arbeit gewöhnt gewesen war — half ihr doch unermüdlich und wurde allmählich zu einem guten Landarbeiter. Aber ... sie schaute ihn sorgenvoll an. Er war nicht mehr jung, und sie befürchtete zeitweilig, daß er sich zu sehr verausgabte.

Als ob er ihre Gedanken gelesen hätte, lehnte Watt seinen Kopf an die Luftwurzeln eines Gummibaums und grinste sie schief an.

»Is schon noch n bißchen Leben in dem alten Hund, liebe Jenny«, sagte er. »Mach dir wegen mir bloß keine Sorgen. Wir kommen doch gut zurecht, wir zwei, oder? Wenn der Bewässerungsgraben erst mal fertig is, wird der Weizen nur so schießen, und wir bekommen ne viel größere Ernte als letztes Jahr. Und der Mais, der is überhaupt der kräftigste hier in der ganzen Gegend — sogar besser als der von Mister Macarthur, und das will was heißen. Der Bach hier macht eben den ganzen Unterschied.« Er nahm den Becher mit heißem süßem Tee, den Jenny ihm reichte, entgegen.

Hinter den Büschen ertönte ein leiser Ruf.

»'s wird dieses Eingeborenenweib sein«, meinte Watt Sparrow

unnötigerweise, »diese Berangeroo mit ihren Kindern.«

Baneelons Frau kam auf sie zu und lachte sie zur Begrüßung strahlend an. Ein Junge von etwa vier Jahren lief neben ihr her, und ein Baby hing auf ihrer Hüfte. Baneelon, Jennys erster Freund unter den Eingeborenen in dieser Gegend, hatte sich als Führer und Dolmetscher mit Gouverneur Phillip angefreundet. Er und ein junger Jäger namens Yemerra Wannie waren ihm im vorigen Dezember nach England gefolgt, um dort dem König und Mitgliedern der königlichen Familie vorgeführt zu werden.

Berangeroo litt sehr unter der langen Abwesenheit ihres Mannes. In ihrer Einsamkeit suchte sie jetzt öfters die Gesellschaft von Jenny. Sie war eine hübsche junge Frau mit graziösen Bewegungen, und sie konnte sehr gut fischen und Kanu fahren. Außerdem war sie eine liebevolle Mutter. Wie alle ihre Stammesgenossen rieb sie ihren Körper mit feuchtem Lehm ein, der getrocknet einen guten Schutz gegen Insekten und die Sonnenhitze bot. Watt Sparrow zog voller Abscheu seine Nase hoch, als die drei herankamen.

»Ich arbeite jetzt besser weiter, Jenny«, knurrte er, »und laß dich mit deiner Freundin allein. Die stinkt mir ganz einfach zu sehr.«

Jenny warf ihm einen vorwurfsvollen Blick zu, sagte aber nichts. Der kleine Justin und der ältere Junge, Dilboong, vertrugen sich nämlich gut und spielten gern zusammen — und ganz besonders gern planschten sie im Bach herum. Sie gingen auch gleich Hand in Hand davon, und Berangeroo ließ sich neben Jenny im Gras nieder und gab ihrem Säugling die üppige Brust. Nach einer Weile sagte die junge Frau: »Schiff kommt, *Weerong*.«

Weerong war der Eingeborenenname für Sydney, und als Berangeroo ihr bedeutete, daß es sich um ein großes Schiff handelte, war Jennys Interesse geweckt.

»Vielleicht Baneelon kommt zurück?« fragte die junge Frau hoffnungsvoll. Jenny schüttelte ihren Kopf, und Berangeroo blickte ganz enttäuscht drein. »Er lange Zeit weg, Jenny«, meinte sie traurig.

»So eine Schiffsreise dauert eben lang«, sagte Jenny tröstend.

»Ich geh *Weerong*«, sagte Berangeroo immer wieder. »Nicht finden Baneelon ... nehme anderen *muree-mulla*.« Aber ihr Ärger verflog schnell. Nach ein paar Minuten ließ sie ihren dunklen Krauskopf hängen und wiederholte ihre Drohung nicht noch einmal, sich während der Abwesenheit ihres Mannes mit einem andern zu trösten. Statt dessen sagte sie: »Du gehen arbeiten. Ich aufpassen Kinder.«

Jenny wußte, daß sie zuverlässig war. Sie nickte ihr dankbar zu, nahm ihren Spaten und ging hinüber zu Watt Sparrow, um ihm beim Ausheben des Grabens zu helfen. Er sagte mit leicht ärgerlichem Unterton: »Er will den Bach haben, oder, dieser saubere Lieutenant Macarthur?«

»Ja«, gab Jenny zu. »Das will er. Er hat mir zum Tausch Land angeboten ... und es ist gutes Land, Watt.«

»Bei einer Dürre hilft das beste Land nix«, brummte der alte Mann. »Und hier gibts fast jedes Jahr ne Dürre — aber dieser Bach hier trocknet nie ganz aus.«

»Ja, das stimmt.«

»Dann gehst du hoffentlich nich auf seinen Vorschlag ein?«

Jenny schob trotzig ihr Kinn vor. Lieutenant Macarthur war als Kommandant des Neusüdwales-Korps in Parramatta ein mächtiger Mann. Er wäre ein gefährlicher Feind, wenn sie ihn gegen sich aufbringen würde. Er hatte in der kurzen Zeit das ihm zugewiesene Land bereits verdoppelt und vier Meilen von hier entfernt eine große Farm aus Ziegelstein aufgebaut. Ihr eigenes Land war um vieles kleiner — alles in allem nur fünfzig Morgen. Er würde doch sicher nicht darauf bestehen, wenn sie

ihm die Gründe dafür mitteilen würde, warum sie nicht auf seinen Vorschlag eingehen wollte?

Sie zuckte mit den Schultern. »Ich will nicht darauf eingehen«, sagte sie mit fester Stimme und schaute Watt Sparrow an.

»Nein, er soll den Bach nicht haben, wenn es in meiner Macht steht.«

Der kleine Mann knurrte zufrieden. Sie arbeiteten schweigend Seite an Seite und fingen gerade an, einen neuen Graben auszuheben, als Berangeroo plötzlich einen lauten Schrei ausstieß. Sie kam mit dem Baby auf dem Arm aufgeregt auf sie zugerannt, und Justin kam Hand in Hand mit Dilboong etwas langsamer hinterher.

»*Gwee-un!*« rief Berangeroo und wies mit dem Finger in Richtung des Hauses. Dieses Wort hieß Feuer, fuhr es Jenny durch den Sinn. Das Haus war zwar hinter Bäumen versteckt, aber wenn man genau hinschaute, konnte man einen dünnen Faden grauen Rauches erkennen.

»Schnell!« rief sie Watt zu, und die beiden rannten los.

Obwohl er humpelte, kam der kleine Mann schneller voran als sie, und als er die kleine Höhe erreicht hatte, rief er atemlos zurück: »Is nich das Haus — is die Scheune!«

Jenny war ungeheuer erleichtert. Es war, weiß der Himmel, schlimm genug, daß die Scheune brannte, aber das kleine Haus — über die Jahre mit soviel Mühe ausgebaut — enthielt alles, was sie auf der Welt besaß, und dieser Verlust wäre sehr viel schlimmer gewesen. Jenny lief schneller und machte sich Sorgen um den alten Reuben White, der ihr bei der Feldarbeit zur Hand ging und in einer Hütte neben der Scheune wohnte.

Reuben war kränklich und war die letzten Tage wegen einem seiner regelmäßig auftretenden Fieberanfälle im Bett geblieben. Aber wenn Sträflinge auf der Flucht versucht hätten,

das Haus oder die Scheune auszurauben, hätte Reuben trotz all seiner Schwäche den Mut gehabt, Jennys Besitz zu verteidigen.

»Wo ist Reuben?« schrie sie laut. »Reuben — wo bist du? Watt, wir müssen Reuben finden!«

Einen Augenblick später hatten sie ihn gefunden. Er lag ausgestreckt vor der abgebrannten, hölzernen Getreidescheune. Seine eigene Hütte stand noch in hellen Flammen. Schon aus zwanzig Metern Entfernung sah Jenny die Blutlache, in der er lag, und die klaffende Kopfwunde. Watt kniete neben ihm nieder und tastete nach seinem Herzschlag. Dann stand er auf und sagte entsetzt: »Tot. Mause tot. Sieht aus, als ob er mit ner Keule totgeschlagen worden is ... scheinen die verdammten Eingeborenen gewesen zu sein.«

Das sorgsam in der Scheune aufbewahrte Saatgut und alle Geräte waren vernichtet. Und Reubens Hütte stürzte gerade in sich zusammen. Jenny schluchzte auf, beugte sich über den armen Reuben und bedeckte sein Gesicht mit ihrem Taschentuch.

Sie half Watt, Erde auf das niedergebrannte Feuer zu schaufeln, um zu verhindern, daß es auf das Haus Übergriff. Sie konnten nichts mehr retten. Jenny wischte sich mit ihrer rauchgeschwärzten Hand die Tränen trocken. Watt fluchte leise vor sich hin, als er die unbrauchbaren Überreste eines Pfluges entdeckte, den er selbst angefertigt hatte.

»Diese Dreckseingeborenen! Wenn sie das Saatgut und den Pflug gestohlen hätten, hätts mir nich so viel ausgemacht. Aber das Zeug einfach zu verbrennen! Und Reuben zu töten!«

»Ich glaub nicht, daß es die Eingeborenen waren«, widersprach Jenny mit großer Überzeugung.

»Glaubst es nich? Nun, wo is denn dann diese Berangeroo, von der du so viel hältst?« fragte Watt. »Is abgehauen, oder? Is grad so lang bei uns geblieben, um sicher zu sein, daß wir weit genug

weg waren, während ihre Leute hier ganze Arbeit verrichteten!«

»Großer Gott, Justin!« Jenny drehte sich um, und ihr Herz setzte einen Schlag lang aus, als sie den Kleinen unsicher die kleine Böschung herunterkommen sah, nackt und barfuß ... und ganz allein. Von Berangeroo, Dilboong und dem Baby war keine Spur zu sehen.

Sie eilte zu dem Kind hin und nahm es auf den Arm. »Wenns nach ihr gegangen wär, hätt er ertrinken können!« rief Watt immer noch ärgerlich hinter ihr her. »Diese verdammten Wilden sind doch alle gleich!« Er legte seinen Spaten zur Seite. »Ich geh jetzt am besten nach Parramatta und bericht von dem Feuer, oder? Das müssen die doch wissen.«

»Ja«, stimmte Jenny müde zu. Sie schaute zu Reubens reglosem Körper hinüber. Watt nahm sie am Arm und führte sie ins Haus.

»Ich begrab ihn gleich, wenn ich zurückkomm«, versprach er. »Wahrscheinlich wollen se ihn ja sehn!«

Ja, das war wohl so, dachte Jenny. Normalerweise krächte kein Hahn danach, wenn ein kränklicher, alter Sträfling starb, aber Reuben war ermordet worden ... und Mord war ein Verbrechen, ganz gleich, wer es begangen hatte.

Sie trug Justin ins Haus, nahm eine Decke von ihrem Bett, ging wieder hinaus und breitete sie über dem Leichnam aus.

Dann schaute sie ängstlich nach ihren Tieren. Aber die Schurken schienen sich nicht dafür interessiert zu haben. Und auch das war merkwürdig, dachte sie ... denn die Eingeborenen waren immer hungrig. Und wenn sie es gewesen waren, die den armen Reuben totgeschlagen hatten, warum waren sie dann verschwunden, ohne auch nur eine junge Ziege mitzunehmen?

Auf dem Weg zum Haus zurück rätselte sie an dieser Frage immer noch herum. Sie sah, daß auch der Garten nicht

ausgeplündert war. Aber vielleicht hatte Reuben ja sein Leben hingegeben, um das zu verhindern ... Sie seufzte und streckte die Arme nach ihrem kleinen Sohn aus.

Justin strahlte sie an und drehte dann seinen Kopf zur Seite. Jenny bemerkte, daß er mit etwas gespielt hatte, was er jetzt in seiner Hand versteckte.

»Was hast du denn da?« fragte sie.

»Nix«, sagte das Kind verschämt. Jenny versagten die Nerven, und sie sagte scharf: »Egal, was es ist, Justin — gib es mir sofort.«

Aber erst nachdem sie ihm einen Klaps gegeben hatte, öffnete er seine kleine, schmutzige Hand. Etwas Rundes, Glänzendes lag darin, und Jenny starrte es einen Augenblick lang verwundert an, bevor sie es ihm abnahm. Es war ein Messingknopf, in den die Insignien des Neusüdwales-Korps eingraviert waren.

»Wo hast du den gefunden, Justin?« fragte sie.

Justin deutete auf den Boden und fing dann an zu weinen, weil ihre ungewohnte Strenge ihm angst machte.

»Ist ja schon gut, mein Liebling, ist ja schon gut«, beruhigte ihn Jenny. Sie gab ihm den Knopf zurück und versuchte den Verdacht zu unterdrücken, der in ihr aufstieg. Sie wußte, daß auch ihre stichhaltigsten Verdächtigungen zu nichts führen würden, da sie nicht genug handfeste Beweise besaß.

2

Timothy Dawson ging rastlos auf dem Deck der *Brittania* hin und her und beobachtete ungeduldig, wie sich das Schiff langsam der Landungsbrücke näherte.

Der Blick vom Schiff aus auf Sydney Cove interessierte ihn schon lange nicht mehr. Es gab ja auch kaum etwas zu sehen, außer die Reihen von hölzernen Hütten, in denen die Sträflinge untergebracht waren, ein paar größere Steinhäuser, in denen die Offiziere wohnten, Baracken für die Marineinfanteristen und ein rotbraunes Ziegelgebäude, in dem laut Captain Raven der Gouverneur residierte.

Nach der atemberaubenden Schönheit von Port Jackson, dem äußeren Hafen — einer saphirblauen ruhigen Wasserfläche, die von palmenbewachsenen Klippen und goldenen Stränden eingerahmt war —, hatte Dawson eine große Enttäuschung erlebt, als die *Brittania* in die Bucht eingebogen war, in der Sydney lag und er den ersten Blick auf seine zukünftige Heimat geworfen hatte.

Da sich die Engländer dort schon fast sechs Jahre lang aufhielten, hatte er eine größere Stadt mit besseren Straßen, beeindruckenden öffentlichen Gebäuden, schönen Gärten und schlanken Palmen erwartet, und er hatte sich vorgestellt, daß im Hafen Schiffe aller Nationen der Welt vor Anker lägen. Aber die *Brittania* war das einzige Schiff weit und breit, und die Menschen, die sich jetzt am Kai versammelten, sahen entsetzlich arm und erschöpft aus. Die meisten waren still und apathisch, und nur ein paar wüst aussehende Rowdys wirkten zu Timothy Dawsons Entsetzen schon jetzt am Vormittag

betrunken.

Er seufzte und wandte sich ab. Aber sein Interesse wurde wieder geweckt, als ein Arbeitstrupp von Sträflingen heranmarschiert kam. Sie wurden von zwei Soldaten bewacht. Ein Zivilist — wahrscheinlich der Aufseher — rief ihnen mit barscher Stimme Befehle zu. Timothy war schon gewarnt worden, daß die Sträflinge den Abschaum der englischen Gefängnisse darstellten, aber trotzdem war er von dem Anblick entsetzt, der sich seinen Augen bot.

»Ach, was für arme Kreaturen! Schau mal dort, Papa ... Sehen sie nicht zum Erbarmen aus?«

Timothy drehte sich herum, als er die Worte hörte. Er hatte zwar darauf gehofft, daß Henrietta Spence an Deck kommen würde, aber jetzt, da sie tatsächlich erschienen war, wußte er wie immer in ihrer Gegenwart kein Wort zu sagen. Sie war ein hübsches, dunkelhaariges und sehr zierlich gewachsenes Mädchen mit einem kleinen, blassen Gesicht, und ihre auffallend großen, braunen Augen zogen ihn unendlich an.

Sie war in Indien aufgewachsen. Timothy war hingerissen von ihr, und selbst ihre leicht gedehnte Sprechweise kam ihm anziehend vor. Der große, kräftige Farmer war innerhalb weniger Minuten ihrem Charme erlegen, als er — vor jetzt schon mehr als acht Monaten — in Gravesend an Bord der *Halcyon* gegangen war.

Am Anfang hatte Henrietta ihn sogar dazu ermuntert, um sie zu werben. Sie schien seine Gesellschaft offensichtlich zu genießen und hatte ihm lachend versichert, daß sie ihm bis zur Ankunft in Neusüdwaales sein unbeholfenes Benehmen abgewöhnt haben würde, so daß er fähig wäre, in der guten Gesellschaft Sydneys spielend zu bestehen.

Aber dann war Lieutenant Brace — der Hochwohlgeborene Charles Brace — in Kapstadt an Bord gekommen, der genauso

wie auch sie nach gräßlichen Stürmen im Atlantik dort gelandet war, und als der Kapitän der *Halcyon* ihre Weiterfahrt auf der *Brittania* organisiert hatte, da die Reparaturarbeiten an seinem eigenen Schiff länger als erwartet dauerten, hatte Brace sich der kleinen Gruppe angeschlossen. Timothy wußte genau, daß der junge Lieutenant diese Entscheidung ausschließlich wegen Henrietta getroffen hatte — der junge Mann hätte ebensogut auf einem Sträflingsschiff reisen können. Da er ein Offizier des Neusüdwales-Korps war, hätte ihn die Überfahrt keinen Pfennig gekostet. Aber Brace hatte es vorgezogen, für ziemlich viel Geld auf der *Brittania* zu reisen, und die bis dahin freundliche und ihm zugewandte Henrietta hatte Timothy unzweideutig zu verstehen gegeben, daß sie sich jetzt mehr für den Lieutenant interessierte. Es war eine erniedrigende und verletzende Zurückweisung für ihn gewesen.

Timothy Dawson fand sie immer noch elegant und begehrenswert, und er schaute sie mit seinen blauen Augen an und bewunderte ihr zartes Musselkleid und den modischen, kleinen Strohhut, dessen Bänder im Wind flatterten.

Er verbeugte sich steif. Henrietta tat so, als ob sie ihn nicht gesehen hatte, aber ihr Vater Jasper Spence begrüßte ihn so freundlich wie immer. Timothy errötete. Er konnte den älteren Mann gut leiden, der ihn nie so verächtlich behandelt hatte wie seine Tochter in letzter Zeit. Spence war ein weißhaariger, energischer kleiner Mann, der sich auf das Farmerleben in der neuen Kolonie freute. Da er wenig eigene Erfahrungen besaß, hatte er oft Timothys Rat eingeholt und sich für seine Ansichten interessiert. Sie hatten sogar einmal die Möglichkeit einer beruflichen Partnerschaft erörtert, aber seit dem Erscheinen von Charles Brace war nie mehr davon die Rede gewesen.

Jasper Spence war ein nachsichtiger Vater. Henrietta wickelte ihn um ihren kleinen Finger. Er las ihr jeden Wunsch von den